

Der Erzähler.

Wöchentliche Gratis-Beilage des „Düsseldorfer Merkur“.

Verantwortlicher Redacteur Carl Kraus, Düsseldorf, Bikerstr. 6.

Nr. 27.

Samstag, 30. Dezember 1882.

1. Jahrg.

Das neue Jahr.

Wieder mit der Zeiten Fliehen
Sinkt ein altes Jahr ins Grab
Und vom Sternendom herab
Unter Zaubermelodieen
Schwebt ein Genius, dem verliehen
Macht, die einem Fürsten eigen;
Welken huldigend sich neigen
Unter seinem Herrscherstab.

O, voll Unschuld, in dem Glanze
Wie, gekrönt von Gottes Hand,
Hoch vom Himmel es gesandt,
So bring' Glück das Jahr, das ganze,
Daß sich Blatt an Blatt im Kranze
Aller Welt zum Segen reihe
Und der Scheidegruß es weihe:
Heil dem Jahr, das Blüten wand!
Friedrich Emil König.

Kein Trauerkleid!

Humoreske von G. J o h n.

„O, mein armer Liebling!“ rief Frau Möller jammernd, mit einer Flasche Kampher = Spiritus herbeieilend.

„Das bedauernswerte Mädchen, welch' ein plötzlicher Schlag!“ klagte Fräulein Amanda Johns, während sie sich nach der Eau de Cologne-Flasche umsah.

„Haltet ihr den Kopf!“ rief die alte Frau Wichers. „Deffnet das Fenster! Seht Ihr, sie kommt wieder zu sich! Meine arme Susanne, fass' Dich! Bedenke, daß wir alle sterben müssen!“

Fräulein Susanne Möller blickte mit ruhiger Besinnung umher; ihr Wesen machte einen eigentümlichen Eindruck gegenüber der Unruhe, welche die drei andern Frauen an den Tag legten.

„Seid Ihr denn alle toll geworden?“ rief sie aus. „Laßt mich! Fort mit den Flaschen, oder Ihr erstickt mich mit Eurem Kampher und Euer Eau de Cologne! Ist es wirklich wahr? Ich meine, ist Herr Mittelstätt wirklich tot?“

„Ja, Du armes Kind, er ist tot!“ versetzte Frau Möller mit tragischem Pathos.

„Ohne von seiner Braut Abschied genommen zu haben, gestorben!“ rief Fräulein Amanda Johns klagend aus.

„Ach, mitten im Leben sind wir dem Tode nahe!“ lamentierte die alte Frau Wichers mit geschlossenen Augen.

„Es ist furchtbar schnell gegangen!“ sprach Fräulein Möller mit größter Gemütsruhe. „Und wir sollten am Dienstag getraut werden!“

„Mein armer, des Glückes beraubter Engel!“ klagte Frau Möller. „O, bitte, reiche doch schnell jemand etwas Wasser, sie wird schon wieder ohnmächtig!“

„Aber so laßt mich doch zufrieden!“ rief Fräulein Susanne ungehalten aus. „Ihr bringt mich mit Eurem Lamentieren zur Verzweiflung! Ich war nicht ohnmächtig und ich werde es auch nicht werden. Sei nicht thöricht, Mama, Du bist jetzt keine Schauspielerin!“ Dieses war ein Wink für Frau Möller, welche vor ihrer Verheiratung auf einer kleinen Bühne mitgewirkt hatte. „Bedenke vielmehr, war es nicht ein Glück, daß er, bevor er abreiste, sein Testament machte und mich zu seiner Erbin einsetzte?“ fragte die verlassene Braut.

„Susanne sieht alles von der praktischen Seite an,“ sprach Fräulein Johns.

„Was geht da vor, Mama?“ fragte Susanne, als sie im Nebenzimmer ein Geräusch vernahm.

Frau Möller ging hinaus und sah nach.

„Das Trauerzeug von Schwarz u. Co. wird gebracht,“ erklärte sie, zurückkehrend. „Ich glaube, daß es am besten sei, gleich verschiedene Stücke zur Probe kommen zu lassen.“

„Beunruhige Dich nicht zu sehr dabei, meine teure Freundin!“ sagte Fräulein Johns, „es ist höchst peinlich, aber es muß auch sein.“

Fräulein Möller erhob sich.

„Mama, mache Dich nicht lächerlich!“ sprach sie lebhaft. „Es ist ja wahr, daß wir verlobt waren; und es ist auch gewiß sehr traurig, daß er so schnell hat sterben müssen; aber daran bin doch ich nicht schuld. Und überdies, er war gerade noch einmal so alt als ich, und hatte schon einen kahlen Kopf und ich hätte ihn gewiß nicht genommen, wenn es nicht um sein Geld gewesen wäre.“

„Still, leise, mein Kind!“ ermahnte Frau Möller mit aufgehobenem Zeigefinger und in die Höhe gezogenen Brauen. „Bedenke doch, der Mann mit dem Trauerzeuge wartet nebenan.“

„Als ob ich mir die Zunge abbeißen sollte, damit der Mann mit dem Trauerzeuge mich nicht hört!“ erwiderte Susanne und zuckte mit den Schultern. „Mag er es doch hören, daß ich, hätte ich frei wählen

dürfen, dem lieben Herrn Bräutigam lieber die Thür gewiesen als geöffnet hätte!"

"Aber, so schweige doch, der Tuchhändler hört ja alles!"

"Meinetwegen!" versetzte sie wegwerfend, um gleich darauf mutwillig auszurufen: "Kommen Sie näher, Verkäufer. Weshalb stehen Sie da zwischen Thür und Angel? Bringen Sie Ihre Proben hierher!"

Der Verkäufer der Firma Schwarz u. Co. war ein großer Mann, mit einer grünen Brille, einem Vollbart, einer schätzbigen Perücke und um den Hals ein dickes, wollenes Shawltuch.

Allen Anschein nach war er sehr erkältet, denn seine Stimme klang rau und hart, und er stellte sich sogleich neben den Ofen, nachdem er auf die erhaltene Aufforderung näher getreten war und seine Proben auf dem Tische ausgebreitet hatte.

"Ah," sagte Fräulein Susanne, "Bombassin! Ich hasse Bombassin! Man sieht darin aus wie eine barmherzige Schwester!"

"Das trifft zu, mein Kind. Es ist für Witwen," sagte Frau Möller sanft.

"Aber ich bin keine Witwe!"

"Aber, teuerste Freundin!" flüsterte Fräulein Johns. "Du wärest keine Witwe gewesen, wenn er acht Tage länger gelebt hätte. Und er hinterläßt Dir sein ganzes Vermögen."

"Das ist aber auch das Einzige, wofür ich ihm dankbar bin," versetzte Susanne spöttisch, während sie ein Stück schweren, englischen Krepp musterte. "Ich wüßte nicht, weshalb ich mich so kleiden sollte, daß ich vor mir selbst erschrecken könnte, weil jemand, der mir höchst gleichgültig und viel älter war, als ich —"

"Hier sing der Verkäufer an zu husteln."

"Susanne!" rief Frau Möller ihrer Tochter warnend zu.

"Ein solcher Schleier ist recht hübsch," fuhr Fräulein Möller fort, "ich fand immer, daß solch ein Wittwenschleier sehr elegant aussieht."

"Ich hoffe, Du wirst ein prachtvolles Grabmonument bestellen, mein Kind," sagte Frau Wichers sentimental. "Schottischer Granit — oder —"

"Das sollte mir einfallen!" unterbrach Susanne die Sprecherin. "Eine einfache Marmortafel mit der Inschrift: «Requiescat» oder ähnliches genügt vollkommen. Ich kann mein Geld besser gebrauchen, als italienische Bildhauer damit zu bereichern. Und dann will ich mir auch einen andern Advokaten nehmen."

"Aber Herr Wächter hat doch immer die An gelegenheiten des guten Herrn Mittelstädt besorgt," wandte Frau Möller schüchtern ein.

"Eben deshalb!" versetzte Susanne. "Er hat alles Mögliche aufgeboten, was er konnte, um das Testament dahin abzuändern, daß ich mit den drei Kindern teilen sollte; aber Herr Mittelstädt bestand darauf, daß ich die alleinige Erbin sein sollte. Wenn es nach dem Willen des Herrn Wächter gegangen wäre, hätte ich mit den Kindern teilen müssen, während ich jetzt ganz allein erbe."

"Ach ja, die drei Kinder!" sagte Fräulein Johns. "Du wirst sie doch zu Dir ins Haus nehmen und sie erziehen?"

"Glaubt Ihr, ich hätte meinen Verstand verloren?" rief Susanne empört aus, während sie bemüht war, verschiedene Hüte einer Probe zu unterziehen. "Eine solche Last sollte ich mir aufladen? Das fehlte auch noch! Die Kinder aus Herrn Mittelstädt's erster Ehe gehen mich gar nichts an."

"Ach, und es sind solche süße Kinder!" erklärte Fräulein Johns, welche ein weibliches Herz in der Brust trug.

"Ich mag aber keine Kinder leiden!" schnitt Susanne ihr kurz das Wort ab. "Ich werde sie in eine billige Pension schicken, bis sie groß genug sind, sich selbst ihren Unterhalt zu verdienen. Bitte, Mama, sieh doch einmal her! Wie gefällt Dir dieser Hut mit der Gummischnalle und der Krepp-Garnitur?"

"Er ist sehr niedlich, mein Kind!" erwiderte Frau Möller. "Schwarz steht Dir ausgezeichnet!"

"Ich habe auch nichts gegen schwarze Seide," sagte Susanne gähnend. "Aber mich in Bombassin einzuhüllen, weil ein alter Mann, der mich heiraten wollte, das Unglück hatte, mit einem Dampfsboot in die Luft —"

"Halt!" rief in diesem Moment eine tiefe Stimme und alle standen wie vom Schlage gerührt. "Der alte Mann ist nicht mit dem Dampfsboot in die Luft geflogen, Fräulein Susanne, weil er noch im letzten Augenblicke seine Reiseroute änderte. Er kam mit dem Bahnzuge an und zwar noch zeitig genug, um die Mutmaßung von seinem eigenen Tode durch die Kessel-Explosion zu hören. Er sprach bei Schwarz u. Co. vor, weil er den einen Associé kannte. Das war gerade um die Zeit, als Ihre Bestellung auf Trauerzeug einging. Da kam ihm der Einfall — alte Leute sind ja zuweilen wunderlich — im Maskeradenaufzuge verkleidet hierherzukommen und zu sehen, wie des alten Mannes Verlobte diesen Schreck bestehen würde."

Susanne Möller ließ den Krepp-Hut mit Gummischnalle, welchen sie noch in der Hand hielt, fallen, ihre rofigen Wangen überzog plötzlich Reichenblässe.

"Sie — Sie sind —" rief sie aus.

Der Handelsmann nahm seine Perücke, seinen Vollbart, seine grüne Brille und das große Shawltuch ab und ein kahler Kopf mit einem alten, gutmütigen Antlitz kam zum Vorschein.

"Ja," sagte er, "ich bin Wilhelm Mittelstädt. Aber ich werde niemals Ihr Gatte werden! Ich bin für Sie hinfort ebenso verloren, als wenn ich bei dem Unglück auf dem Dampfschiffe umgekommen wäre. Meine Damen, ich wünsche allerseits einen guten Abend!"

Er verbeugte sich und schickte sich an, zu gehen. "Sie verlassen uns?" rief da Frau Möller voller Verzweiflung aus.

"Ja, gewiß, Madame," versetzte der alte Mann, "ich verlasse Sie, um mich zu meinem Advokaten zu begeben, damit er ein anderes Testament abfasse. Es freut mich, daß mir noch rechtzeitig die Augen aufgingen. Ich war nahe daran, eine große Thorheit zu begehen. Fräulein Susanne braucht keinen ihr so verhassten Bombassin zu tragen!"

Und ehe die vier im Zimmer anwesenden Damen

sich noch von ihrem Schrecken zu erholen vermochten, hatte er bereits das Zimmer verlassen.

Seine drei Kinder haben keine Stiefmutter bekommen und Fräulein Susanne Möller keine Erbschaft und — kein Trauerkleid!

Ein sonderbares Geschäft.

In einer der Hauptstraßen der ebenso guten, als großen und alten Provinzialstadt B. betrieb Herr Heinrich Hofberg eines der schwunghaftesten Papiergeschäfte. Alle Schüler der verschiedenen Lehranstalten drängten sich danach, bei ihm ihre Schreibhefte zu kaufen, denn so schön eingebunden wie dort waren sie nirgends zu haben. Als Emballage für Stahlfedern, und wenn man sie auch nur halbdutzendweise entnahm, gab es immer ein kleines niedliches Schächtelchen, was bekanntlich auf ein empfängliches Knabengemüt nie ohne tiefere Wirkung bleibt. Ständige Kunden bekamen von Zeit zu Zeit einen sonst nicht los zu werdenden Ladenhüter, z. B. einen Bleistiftspitzer von fragwürdiger Verwendbarkeit, oder einen abenteuerlichen Federhalter zum Zeichnen besonderer Günst als Geschenk. Man sieht hieraus, daß Herr Hofberg sein Geschäft verstand. Dasselbe florierte insolge dessen ganz außerordentlich, aber mit dem Reichwerden ging es bei dem selbstverständlich nur geringen Nutzen, mit dem gearbeitet werden mußte, ziemlich langsam vorwärts. Was Wunder, wenn Herr Hofberg unablässig nachgrübelte, wie er etwas schneller zu der heutzutage jedem anständigen Menschen unentbehrlichen und zur Bestreitung der aller notwendigsten Lebensbedürfnisse kaum ausreichenden, lumpigen Million gelangen könne! Er betrieb deshalb alle möglichen, einen Nutzen versprechenden Nebengeschäfte, in deren Auffindung er geradezu unerschöpflich war. Da war ihm denn schon seit längerer Zeit ein junger Mensch aufgefallen, der Tag für Tag zu allen Stunden an seinem Laden vorbeischlenderte, an seinem Schaufenster stehen blieb und daselbst immer und immer wieder die schon tausendmal besichtigten Karikaturen in Augenschein nahm, die darin ausgestellt waren. Der junge Mensch sah in jeder Beziehung sehr reduziert aus, blaß und elend im Gesicht, schübig in der Kleidung, schwach auf den Beinen. Augenscheinlich hatte er keine Beschäftigung und litt Mangel. Darauf baute Herr Hofberg seinen, einer gewissen Genialität nicht ermangelnden Plan.

Eines Tages, als er den jungen Mann wieder müßig vorbeigehen sah, ließ er ihn in seinen Laden rufen. Er nahm ihn alsdann in sein abseits gelegenes Privatcompfoir und stellte folgendes Examen mit ihm an:

„Ihnen geht es wohl sehr schlecht?“

„Ach ja!“

„Sie flößen mir Interesse ein. Wie heißen Sie?“

„Robin.“

„Meine Verwandten lassen mir hin und wieder eine kärgliche Unterstützung zukommen.“

„Haben Sie irgend einen organischen Fehler, ein Herzleiden oder dergleichen?“

„Nein, ich bin kerngesund und sehe nur so schlecht aus, weil ich nichts zu essen habe.“

„Wieso, haben Sie keine Beschäftigung?“

„Ich finde keine, die mir zusagt.“

„So, so! Was würden Sie wohl sagen, wenn ich Ihnen proponierte, in mein Geschäft einzutreten?“

„Ich — ja leider — Ihre Branche ist mir vollständig fremd und — —“

Es war dem braven Robin offenbar unangenehm, daß ihm diese Offerte gemacht wurde. Herr Hofberg hatte aber ein feines Verständnis für seine Skrupel. Er antwortete also: „Das thut nichts. Sie sollen auch bei mir nicht hinter dem Ladentisch stehen, sondern Ihre Beschäftigung soll sein, den ganzen Tag, so lange es Ihnen beliebt, durch die Straßen zu bummeln, sich die Schaufenster meiner Konkurrenten anzusehen und mir abends zu berichten, was Ihnen dabei Neues aufgefallen ist. Würden Sie das ohne allzu große Anstrengung wohl leisten können?“

„Ich denke, ja.“

„Ich engagiere Sie vorläufig auf einen Monat. Als Salär empfangen Sie erstens sofort einen neuen, eleganten Anzug, zweitens vollständig freie Station in meinem Hause, inclusive Wein und Cigarren, und drittens zwanzig Thaler bar. Sind Sie zufrieden?“

Herr Robin war es. Wird es ihm jemand verdenken? Das war eine Stellung, wie er sie sich immer gewünscht hatte. Sofort ging Herr Hofberg mit ihm in ein elegantes Kleidermagazin und kaufte ihm einen feinen Anzug. Dann nahm er ihn, da die Mittagszeit gerade herangekommen war, mit in seine Wohnung, ließ ihn am Familientisch Platz nehmen und noch Belieben zugreifen. Herr Robin schlug, wie es niemand Wunder nehmen wird, eine respectable Klinge. Auch der Wein, in Bezug auf welchen er keineswegs sehr verwöhnt war, schmeckte ihm vortrefflich. Nach Tisch steckte er sich eine Cigarre an und begab sich an sein Geschäft, d. h. ans Bummeln. Es erwarb sich hiermit die volle Zufriedenheit seines Prinzipals, welcher ihn nach der gleichfalls opulenten Abendmahlzeit bei sich behielt, um mit ihm bis zur Stunde des Schlafengehens noch einen wackeren Trunk zu thun. Alsdann wies man ihm sein Zimmer an und wünschte ihm eine gute Nacht. Der brave Robin kam sich vor, wie im Himmel. Nach kaum acht Tagen kannte er sich selbst nicht wieder. Aus der verkommenen und verlotterten Vogelscheuche war ein elegantes, rotwangiges, von Gesundheit strotzendes Mitglied der menschlichen Gesellschaft geworden. Als er sich seinen Verwandten so zeigte, hatten diese, nachdem der erste Schreck überwunden war, eine rechte Freude darüber, denn anfangs waren sie auf den nicht ganz fernliegenden Gedanken eines begangenen Schwindels verfallen. Sie ermahnten ihn nun ernstlich, sich diese gute Stellung zu erhalten und alles zu thun, um Herrn Hofbergs unschätzbaren Zufriedenheit immer würdiger zu werden.

„Wissen Sie was?“ sagte dieser eine Woche darauf zu ihm, „ich werde Sie in eine Lebensversicherung einkaufen.“

„D, das kann ich eigentlich gar nicht verlangen!“

„Vorläufig nehme ich die Police allerdings zu meinen Gunsten und versichere Ihr Leben für mich. Welchen Vorteil Sie oder die Ihrigen später davon haben werden, wird von Ihrem ferneren Verhalten abhängen. Kommen Sie! Sie gingen miteinander in die Bureaux verschiedener Lebensversicherungsgesellschaften. Herrn Hofberg gelang es, bei dem blühenden Aussehen Robins und bei dessen durch die ärztliche Untersuchung konstatiertes robuster Gesundheit, das Geschäft unter außergewöhnlich günstigen Bedingungen zu stande zu bringen. Das Dokument wurde angefertigt, Herr Hofberg steckte es, nachdem die erste Prämienrate bezahlt war, in die Tasche und zog mit seinem lieben jungen Freunde fröhlich von dannen. Weiß der Himmel wie es zuging, aber an demselben Nachmittage kam es zwischen den beiden zu einer ersten kleinen Differenz. Wodurch sie veranlaßt worden war, ist kaum festzustellen, genug an dem, Herr Hofberg wurde etwas unangenehm. An diesem Abend aß der brave Robin nicht mit am Familientische; das Essen wurde ihm auf sein Zimmer geschickt und war in Bezug auf Qualität und Quantität entschieden nicht von der gewohnten Vollkommenheit. Nächsten Tags gab es schon in aller Frühe abermals eine Scene, weil Robin nicht zur bestimmten Minute zum Frühstück erschienen war. Von da an war es mit dem angenehmen Leben des letzern zu Ende. Herr Hofberg ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ohne an Robin sein Mütchen zu kühlen. Letztern riß schließlich die Geduld. Auch er wurde heftig. Schließlich gab ein Wort das andere, und ehe noch der Monat um war, befand sich der liebe Robin wieder in dem ihm von früher her nur zu wohl bekannten Zustand absoluter Beschäftigungs- und Nahrungslosigkeit.

Diesmal aber ging es ihm schlechter als je. Seine Verwandten, die ihn zu andern Zeiten wohl hin und wieder unterstützt hatten, waren wütend, weil er sich die gute Stellung bei einem so menschenfreundlichen Prinzipal, wie Herr Hofberg, nicht zu erhalten verstanden, und verweigerten hartnäckig jede weitere Subvention. Was Wunder, daß der neue Anzug rasch wieder den Weg aller alten Kleiderhändler ging und Herr Robin kurz darauf viel elender, abgerissener, blasser und schlottiger ausah, als selbst in seinen schlechtesten Tagen. So bummelte er denn von neuem zwecklos durch die Straßen, ein Bild des Jammers.

„Sehen Sie sich einmal“, sagte Herr Hofberg, der sich gerade in dem mit den Fenstern nach der Straße hinausgehenden Comptoir eines Geschäftsfreundes befand, als Robin sich vorüberschleppte, „diesen Mensch da draußen an. Ist Ihnen je ein talentvollerer Todeskandidat vorgekommen? Der Kerl lebt kein Jahr mehr!“

„Noch nicht einmal so lange!“ lautete die sehr richtige, durch das wahrhaft schreckenerregende Aussehen Robins motivierte Antwort.

Herr Hofberg schmunzelte: „Habe eine Lebensversicherung auf ihn. Fünftausend Thaler!“

„Dann müßte man Ihnen ja eigentlich gratulieren.“

„Bitte, bitte! Es sind mir auch in Bezug auf die Police schon mehrfach Offerten gemacht worden, die ich bis jetzt aber stets zurückgewiesen habe. Ich bitte Sie! Ein so sicheres Geschäft! Und rechnen Sie selbst, ich müsse noch zwei Jahre hindurch die Prämie bezahlen, dann verdiene ich immer noch über viertausend Thaler.“

„Wollen Sie zweitausend Thaler bar für die Police nehmen?“ platzte der Geschäftsfreund heraus.

„Ja, wohin denken Sie? Ich werde doch nicht —“

„Kein langes Besinnen! Ja oder nein? Hier ist das Geld.“ Dabei öffnete er seinen Kassenschrank und nahm die Summe heraus. Herr Hofberg kämpfte offenbar einen schweren Kampf mit sich. „Es ist ein reiner, klarer Verdienst, den ich aus Händen gebe!“ Er brachte diese Worte mühsam hervor. „Indessen — bar Geld lacht — topp, das Geschäft ist abgeschlossen!“

Die Police wurde noch an demselben Tage dem Geschäftsfreunde cedirt. Als Hofberg abends nach Hause ging, traf er Herrn Robin auf der Straße. „Wollen wir uns wieder vertragen?“ fragte er ihn gutmütig. Die Antwort lautete natürlich bejahend.

Von da an ging es Robin wieder recht gut. Er bekam einen neuen Anzug und bot, da sich seine holden Wangen infolge der guten Hofberg'schen Küche bald wieder mit einem lieblichen Rot bedeckten, in kurzer Zeit das Bild frohender Gesundheit. Darüber waren alle sehr vergnügt, Herr Hofberg, er selbst und seine teuren Verwandten, nur der obige Geschäftsfreund bemerkte diese Wendung zum Bessern mit gelindem Schauer. „Was soll daraus werden?“ fragte er kummervoll, „der Bursche sieht ja plötzlich abschreckend gesund aus!“ In seiner Angst lief er zu Hofberg. „Was sagen Sie denn zu diesem Robin?“

„Nicht wahr,“ meinte Hofberg im menschenfreundlichsten Tone, „er hat sich Gott sei Dank wieder recht erholt!“

„Ja, aber was wird aus meiner Police? Denken Sie doch, was die mich unter solchen Umständen für ein Geld kostet! Der Mensch kann ja seinem jetzigen Aussehen nach siebzig Jahre alt werden!“

„Sein Vater selig ist erst im neunzigsten Jahre gestorben!“

„Du lieber Himmel, da sterbe ich am Ende noch vor ihm.“

„Nun, dann käme ja das Geld immerhin Ihren werten Erben zu gute,“ tröstete der gefühlvolle Papierhändler.

„Hofberg, nehmen Sie mir die Police wieder ab!“

„Oh! Ich bin froh, daß ich sie nicht mehr habe.“

„Ich will ein Opfer bringen!“

Herr Hofberg, der gute Mann, ließ sich richtig breit schlagen, Natürlich mußte sein Geschäftsfreund tüchtig bluten, aber er übernahm die Police wieder. Merkwürdig! Vom nächsten Tage an ging es mit Robin von neuem bergab. Genau so wie das erste Mal war es zwischen ihm und seinem edlen Protektor zu einer Differenz gekommen, in deren Folge er das Haus knall und fall verlassen mußte. Wieder war er ohne alle Substanzmittel und wieder sah er

nach kaum vier Wochen aus wie eine Vogelscheuche. Wie oft der biedere Herr Hofberg den edlen Märtyrer Robin, wenn es galt, die Polizee zu verkaufen, zum Skelett heruntergebracht, und wie oft er ihn wieder „aufgenudelt“ hat, wenn das Geschäft rückgängig werden sollte, habe ich leider nicht erfahren können. Wenn sie aber inzwischen nicht gestorben sind, dann leben sie jedenfalls in ihren alten geschäftlichen Beziehungen heute noch!

(Unterhaltungsblatt der Berl. Presse.)

Eine Studie über den Kuß.

In Rom wurde eine Tages die Hochzeit der Prinzessin G. gefeiert. Die Brautleute standen vor dem Altar und der Priester hob die Hände zum Segen, da trat die Mutter der Braut vor das Paar und gab ihrer Tochter ein paar schallende Ohrfeigen. Diese nahm die Schläge ruhig an. Die Gäste fragten entsetzt die Fürstin nach der Ursache dieser — Züchtigung. „Meine Tochter“, sagte sie gelassen, „erhält durch die Ohrfeigen das Recht, ihre Ehe, wenn sie eines Tages sich nicht glücklich fühlt, als nichtig aufzulösen, da sie beweisen kann, daß ich sie unter Anwendung von Gewalt zu dieser Heirat gezwungen habe.“ Die Fürstin hatte mit dieser — nicht standesgemäßen Exekution nur eine Sitte wiederholt, die in früheren Jahrhunderten oft und oft von den Eltern ansgeübt wurde. Sie war z. B. im 11. Jahrhundert derart verbreitet, daß eine päpstliche Bulle unter Androhung einer schweren Kirchenstrafe der Braut befahl, dem Bräutigam vor dem Altar einen Kuß auf die Wange zu drücken. Ein Kuß, durch den sie vor der Gemeinde ihre Einwilligung zur Ehe kundgab.

Der Gebrauch, daß die Brautleute sich vor dem Trauungsakte küßten, ist sehr alt und reicht weit in das klassische Altertum zurück. Schon der weise Solon verlangt, daß die Braut am Hochzeitstage ein Stück Quittenapfel essen müsse. „Sie soll dadurch“, so meint der große Gesetzgeber, „die Lieblichkeit des ersten Kusses, den sie dem Bräutigam giebt, erhöhen!“

Die Römer hatten für den Kuß drei Namen in ihre wohlklingend: Sprache aufgenommen; *suavium* die zum Kuß bereite Lippe, *osculum*, der Kuß selbst, und *basium*, der Kuß der Liebe, dem der Dichter Martial die feurigsten Lieder zum Preise sang. Der Bräutigam durfte die Braut schon vor dem Hymensfeste küssen und es war im Volke der Glaube verbreitet, daß ein Kuß des Geliebten die fränke Braut allsogleich gesund mache.

Die Ursache, welche bei den Römern zuerst den Kuß veranlaßt hat, soll eine sehr profaische gewesen sein. Der strenge Cato hatte den Wein die „Quelle alles Verderbens“ genannt und den Römern den Glauben aufgedrängt, daß die Enthaltbarkeit vom Wein eine Tugend sei, „so den Göttern gefällt“. Die römischen Frauen aber nippten zu gern von jenem süßen, wie Lava feurigen Wein, der auf den griechischen Inseln gekeltert wurde, und da einige mehr als nippten, wurde dies dem Gatten verraten. Ein Senator schlug seinen Amtsgenossen vor, eine

originelle Kontrolle am häuslichen Herd zu üben. So oft der gestrenge *pater familias* heimkehrte, mußten ihm die Gattin und die weiblichen Angehörigen die Lippen zum Kuß bieten, damit er erproben konnte, ob ihr Atem nach Wein rieche oder nicht. Die Herren fanden an dieser Kontrolle so viel Behagen und ungefüllte Freude, daß seitdem der Kuß in Rom immer und immer gegeben und erwidert wurde.

Die männlichen Verwandten durften den Damen des Hauses nur die Stirn küssen; man nannte dies den Kuß der Achtung und verglich ihn jenem, den der heimkehrende Römer auf die erste Scholle der heimatlichen Erde, die er betrat, oder Prusias auf die Thürschwelle, über die er in den Senat schritt, drückte.

Das römische Gesetz betrachtete den Kuß als eine *res sacra*, als etwas Heiliges, und bestrafte den Mann, der ein Mädchen geküßt, auf der Straße angesprochen oder wider dessen Willen begleitet hatte, wie einen Verbrecher. Nach Ulpianus hatte die beleidigte Dame das Recht, mit einer *injuriarum actio* aufzutreten. Dieses catonische Gesetz des Altertums hat seine düsteren Schatten noch in das christliche Mittelalter hineingeworfen; denn nach einer kirchlichen Satzung versiel der Frevler „so mit einer Jungfrau charmieret“, dem Anathem, dem Bannfluch. Nach dem longobardischen Feudalrecht verlor der Basall, der die Frau seines Lehnsherrn geküßt hatte, sein Leben, und das altitalienische Gesetzbuch bestrafte den Mann, der eine Ehefrau zu küssen gewagt, wie einen Ehebrecher, zu langer Kerkerhaft. In den Niederlanden waren die Richter des 15. Jahrhunderts und noch später der Ansicht, daß ein Mädchen durch den Kuß, den ihr ein Mann geraubt, das „reine Magdium“ verloren habe, und zwangen den Küßenden, die „Entehrte“ sogleich zu ehelichen.

In den Tagen des römischen Kaiserreiches ging, wie so vieles in Religion und Sitte, auch die hehre Achtung vor dem Kusse verloren. Das Küssen wurde zur Manie und bei den Mahlzeiten mußte der Gast die kredenzende Sklavin so vielmal auf den Mund küssen, als der Name des Wirtes Buchstaben hatte. Die Kaiser und die Mächtigen des Reiches ließen sich die Hände, den Fuß und Saum des Gewandes küssen und die Freunde begrüßten sich — durch Küsse.

Das Christentum, das Entfagung und Ascese predigte, verdamnte den Kuß der Liebe als eine Verletzung der Jungfräulichkeit und erwählte ihn wieder als Zeichen der Glaubensgemeinschaft. Die Christen begrüßten einander mit dem „Kusse des Friedens“ und begannen ihr Liebesmahl mit dem *osculo saneto* doch so, daß nur die Geschlechter untereinander sich küßten. Die Kirchenväter haben einen heißen Schriftenskampf für und gegen den Kuß geführt; so fand der heilige Chrysostomus im Kusse etwas „Liebliches“ und erlaubte auch mit „reinem Herzen und ohne Begier“ ein Mädchen zu küssen, während Tertulianus, dem der „Kuß des Judas“ vor Augen schwebte, das Küssen als — Fallstrick des Teufels verdamnte. Der Kuß beim christlichen Gottesdienst wurde durch ihn unter den Laien abgeschafft und dieselben ermahnt, ihren Priestern und Bischöfen die Hände und dem

römischen Bischof, dem Papst, die Fußspitze zu küssen. Ein Gebrauch, der bis zur Stunde von den Katholiken mit Inbrunst geübt wird; doch waren die Päpste bescheiden und ließen an der Stelle am Schuh, wohin der gläubige Pilger seine Lippen drückte, die Reliquie eines Heiligen einmähnen. Die Kardinäle und Könige küssen dem Papst die Hand und die Bischöfe das Knie.

Wenn wir auf die Jetztzeit unsere Blicke lenken, so scheinen das Klima und der Himmelstrich auf die Gedanken und Sitten der Völker bezüglich des Kusses einen maßgebenden Einfluß zu üben. Die Nationen, die nordwärts wohnen, haben den Kuß als Begrüßungszeichen gewählt, das sie sans gêne üben, während die Völker des Südens den Kuß, zwischen Mann und Frau, noch immer in jene Schranken bannen, die ihm das klassische Altertum gebaut hat.

Wir könnten noch vielerlei über die Arten des Kusses, welche von den Philosophen und Humoristen geistvoll beschrieben wurden, erzählen und vor allem vom Kuß der Liebe, den die Dichter in Wort und Lied verherrlicht haben. Doch wir würden nur Bekanntes wiederholen. Der schönste Kuß ist der, den die Mutter auf die Stirn des Kindes drückt; er ist der König der Küsse und feit den Träger im Sturm des Lebens. Den süßesten Kuß giebt die Liebe; um so süßer, wenn er ein Lippenpaar vereinigt, das im kleinen Zwist sich soeben harte Worte zugerufen hat und wenn im Auge noch eine Thräne des Schmerzes blinkt. Es ist der Veröhnungskuß, der wunderbar süß sein soll; denn: „Weinend Aug“, singt Walther von der Vogelweide — „hat gar süßen Mund!“

Wie man richtig atmen soll.

In der Probenummer einer Modezeitschrift, die unter dem Titel Blätter für Kunst in der Mode, in Albert Thiels Verlag in München erscheinen soll, finden wir einen Beitrag des bekannten Kleidungs-Reformators Professor Dr. Jäger in Stuttgart, der nicht nur die Anhänger des „Wollregime“ interessieren wird, sondern auch für andere Leser einige beherzigenswerte Winke enthält.

„Wenn ich in etwas raschem Tempo bergauf ging,“ erzählt Professor Jäger, „so empfand ich — namentlich je heißer es war — einen Schmerz am unteren Ende des Brustbeins, der nach rechts und links ausstrahlte. Ich hatte mir oft vergeblich den Kopf über die Ursache dieses Schmerzes zerbrochen und war lange auf der falschen Fährte, es handle sich um eine alte Verwachsung der Lunge und Brustwand, die ich eben geduldig mit ins Grab nehmen müßte, bis mir endlich folgendes Licht aufging:

Während ich an einem der heißesten Sommertage zur heißesten Tageszeit (zwischen 4 und 5 Uhr) einen schattenlosen Pfad an dem Südbang eines Thales, auf den die Sonne erbarmungslos niederbrannte, hinaufsteuerte, wurde mir plötzlich klar, daß der Schmerz genau dem Ansatz des Zwerchfells am vorderen Rand des Brustkorbs entsprechen und die natürliche Folge der heftigen Thätigkeit des Zwerchfells sei. Bei weiterer Beobachtung meiner Atmungs-

bewegungen bemerkte ich ferner, daß ich ganz ausschließlich mit dem Zwerchfell und den unteren Rippen atmete und die oberen Rippen fast völlig unthätig blieben.

Nun erinnerte ich mich der bekannten Thatsache, daß Schweratmigkeit (Asthma, Dampf der Pferde) auf einer stets in den oberen Lungenpartieen beginnenden Verödung des Lungengewebes beruht, und darüber war ich mir so lange klar, daß dieser Prozeß eine Verkümmernng infolge ungenügenden Gebrauches der Lunge sei. Nahm ich hierzu die Thatsache, daß Asthma bei Männern viel häufiger vorkommt, als bei Frauen, so lag alles klar vor Augen und zwar so:

Beim Atmen müssen wir zwei Fälle unterscheiden: Das ruhige Atmen im Liegen, Sitzen und langsamen Gehen. Hierbei verhalten sich Mann und Weib — bei uns, ob überall, möchte ich bezweifeln, — verschieden. Der Mann arbeitet hier nur mit dem Zwerchfell, wobei lediglich die unteren Lungenteile sich wechselnd füllen und entleeren, während die obere ganz unthätig sind. Das Weib dagegen atmet offenbar größtenteils deshalb, weil sie entweder durch das Tragen eines Korsetts oder dadurch, daß sie mit den Kleidern die untere Teile des Körpers zusammenschnürt, an der Zwerchfellatmung mithin gehemmt ist, ausschließlich mit den oberen Rippen, also mit den Lungen spitzen, und das ist die Ursache, daß sie relativ seltener vom Asthma befallen wird, als der Mann.

Beim gesteigerten Atmen dagegen, wie es heftige Körperbewegungen erfordern, verschwindet beim Normalmenschen der Unterschied zwischen Mann und Weib; es atmen jetzt alle Teile gleichmäßig.

Nun ist weiter klar: wenn ein Mann sitzende Lebensweise hat und sehr selten oder nie durch stärkere Körperbewegung zum Staratmen gezwungen wird, so tritt Verödung der unthätigen Lungen spitze mit folgender Schweratmigkeit ein und er gewöhnt sich an die ausschließliche Zwerchfellatmung und verlernt damit die Rippenatmung vollständig. Tritt nun einmal das Bedürfnis ausgiebiger Atmung an ihn heran, so begehrt sein Körper aus Gewohnheit den Fehler, dies Bedürfnis lediglich durch Steigerung der Zwerchfellthätigkeit befriedigen zu wollen, anstatt die Rippenatmung zu Hilfe zu nehmen.

Was war zu thun? Da es besonders das Bergsteigen ist, welches erhöhte Atmungsfähigkeit erfordert, so dachte ich sofort an die Bergvölker, und vor meinem innern Auge stand der von mir längst als deutscher „Normalmensch“ verehrte Tyroler mit seinem vorn fast zwei Hand breiten Gürtel. Ich kalkulierte: Wenn man einen so breiten Gürtel trägt, so ist Zwerchfellatmen nur in beschränktem Maße möglich, und das zwingt den Menschen, bei jeder Steigerung des Atmungsbedürfnisses die Rippen zu Hilfe zu nehmen, verhindert so die Verkümmernng der Lungen spitze durch Nichtgebrauch, das Verlernen des Rippenatmens und das unmäßige, schmerzzerzeugende Zwerchfellatmen.

Sofort ließ ich mir aus festem Wollstoff einen Gürtel genau so breit wie der Tyroler Gürtel anfertigen, und das Resultat übertraf meine Erwartungen.

Von Stunde an wurde mir das Tiefatmen beim Bergsteigen ganz bedeutend erleichtert, und namentlich von dem Schmerz war ich definitiv befreit, und zwar sofort.

Zum Schluß fügt der begeisterte Apostel der Wollkleidung noch einige Worte über das Korsett der Damen hinzu. Nach den Auslassungen der herrschenden Hygieniker gäbe es nichts Verwerflicheres als das Korsett; das einzige, was sie über Damenkleidung zu sagen wissen, ist der Feldzug gegen das Korsett. Nach Jägers Meinung ist aber nicht das Korsett an und für sich das Fehlerhafte, sondern der Umstand, daß dasselbe immer aus derber, meist noch verkleisteter Leinwand verfertigt sei. Da aber nach Jägers Annahme die Pflanzfaserstoffe den Körper verweichlichen und die Fettbildung begünstigen, so führen sie mittelbar den Zwang herbei, die «unförmliche Volumszunahme» des verweichlichten Körpers mit Gewalt durch Einpressung zu verhindern, und daß dabei die inneren Teile leiden, erscheint als selbstverständliche Folge. Die Sache ändere sich aber in der Wolle und mit dem wollenen Korsett sofort. „Die wollenen Damen, insbesondere die, welche in der Wolle Damen werden, brauchen keine Gewalt anzuwenden, um «Facon» zu behalten, und ihr strammer, fester Körper braucht keine Stütze; sie schnüren sich deshalb nicht mehr als zulässig.“

„Mit dem Korsett ist es fast wie mit dem Schuh. Die bisherige Hygiene hat die Uebelstände immer nur in den mechanischen und Räumlichkeitsverhältnissen gesucht, während der Sitz des Uebels die Anwendung gesundheitschädlicher Stoffe ist.“

Die Art und Weise, wie der Tod den Menschen überrascht,

ist oft eine ebenso unerwartete, wie seltsame. Ein in dieser Beziehung wohl einzig dastehender Unglücksfall, der durch eine höchst sonderbare und verhängnisvolle Verkettung physiologischer und pathologischer Zufälle den Tod eines Menschen herbeiführte, wird der W. Allg. Ztg. von ärztlicher Seite berichtet. Es wurde nämlich an einem der letzten Tage der verflossenen Woche auf der chirurgischen Universitäts-Abteilung des Wiener Allgemeinen Krankenhauses ein seiner Krankheit wegen aus Salzburg nach Wien gereister Patient, 36 Jahre alt, seines Zeichens Kupferschmiede-Gehülfe, aufgenommen, welcher angab, seit beiläufig drei Wochen an heftigen Schlingbeschwerden, kontinuierlichem Brechreiz mit häufig sich einstellendem Erbrechen und Appetitlosigkeit zu leiden; er habe das Gefühl, daß sich in seiner Speiseröhre, beiläufig in der Gegend zwischen dem dritten und fünften Brustwirbel, ein lästiger fremder Körper befinde, den er trotz aller Anstrengungen weder nach auf- noch nach abwärts zu befördern imstande sei. Auf eindringliches Befragen der untersuchenden Aerzte gab der Patient an, vor drei Wochen in einem Gasthause in Salzburg am Abend eine Blutwurst mit Heißhunger gegessen zu haben, wobei ihm das Unglück passierte, während des Essens auch eines der walzenförmigen Hölzchen, mit denen die beiden Enden der Blutwurst in der Regel

verbunden werden, zu verschlingen, und daß jene oben geschilderten Krankheits-Erscheinungen, sowie die Schmerzen in der Speiseröhre ungefähr seit jenem Tage datieren. Alle bisher von den verschiedensten Aerzten an ihm vorgenommenen Versuche, den angeblich fremden Körper aus der Speiseröhre hervorzuholen oder ihn in den Magen hinabzustößen, seien ohne Erfolg geblieben. Durch die hierauf mit dem Desophagoskop angestellten Untersuchungen konnte denn auch in der obern Hälfte der Speiseröhre eine kreisrund begrenzte kleine Oeffnung bei elektrischer Beleuchtung konstatiert werden, um welche Oeffnung herum sich eine reaktive Entzündung des Desophagus etabliert hatte, woraus sich die heftigen Schmerzen des Patienten ableiten ließen; das verhängnisvolle Hölzchen jedoch konnte trotz der sorgfältigsten und genauesten Untersuchung nicht zur Ansicht gebracht werden, sodaß die Aerzte die leider durch das weitere Fortschreiten der Krankheit in der Folge ganz gerechtfertigte Befürchtung aussprachen, der eventuelle fremde Körper müsse sich durch die Speiseröhre einen Weg gebohrt haben und in den inneren Brustraum getreten sein, um da sein zerföhrendes Werk an einem anderen edlen Organe zu beginnen. Leider sollte sich diese Prognose nur allzu bald bewahrheiten. Nach kaum 36 Stunden wurde der Patient von einer plötzlich aufgetretenen Bewußtlosigkeit und Anämie befallen, der er trotz der so gleich von der Wärterin requirierten ärztlichen Hilfe nach Verlauf weniger Minuten erlag. Die 24 Stunden nach dem eingetretenen Tode vollzogene Obduktion des auf so eigentümliche Art Verstorbenen bestätigte vollends die *intra vitam* von den Aerzten gestellte Diagnose, indem das von der verhängnisvollen Blutwurst herrührende walzenförmige Hölzchen im Innern des Brustraums gefunden und der Weg, welchen dasselbe zurückgelegt hatte, anatomisch mit Genauigkeit festgestellt werden konnte. Das Hölzchen war nämlich durch die Speiseröhre in den Thorax eingedrungen und hatte hierauf die große, direkt aus der linken Herzkammer abzweigende Körper-Schlagader (*Arteria Aorta*) durchbohrt, wodurch natürlich eine rasche tödende Blutung in dem Brustraum entstehen mußte.

Der Dreizehner-Klub.

Wer kennt nicht den Aberglauben, welcher der Zahl 13 und dem Freitage anhaftet? Nun hat sich in New-York ein Klub konstituiert, der sich die Aufgabe gestellt hat, diesem weitverbreiteten Aberglauben mit allen Kräften entgegenzuarbeiten. Er organisierte sich Freitag den 13. Jänner 1882 und in seinen Statuten heißt es: „Der Hauptzweck dieser Gesellschaft oder Korporation soll, nebst der Unterstützung der Mitglieder in Krankheits- oder der Versorgung ihrer Familien in Todesfällen, die Bekämpfung des Aberglaubens sein, der sich an der Freitag und an die 13 Tischgenossen knüpft. Durch Vorträge, litterarische Artikel, Essays und namentlich durch gutes Beispiel soll einem Aberglauben gesteuert werden, der mit der Intelligenz des gegenwärtigen Jahrhunderts nicht im Einklange steht.“ Die

sammlungen dieser Gesellschaft finden statt im Zimmer Nr. 13 der Knickerbocker Cottage Nr. 454, welche dem Kapitän William Fowler gehört. Ein eigentümliches Zusammentreffen liegt darin, daß die Ziffern 454 zusammen 13 ausmachen, und daß 13 Buchstaben in Knickerbocker und 13 in dem Namen des Besitzers der Cottage enthalten sind. Am 13. November 1882 hielt der Klub seine 11. Versammlung und sein 11. Diner ab. Die Einladungskarten hatten die Gestalt eines Sargdeckels und enthielten auf der einen Seite das Menu und auf der anderen folgende Inschrift:

«Merituri te salutamus.»

Eilftes Diner.

XIII.

Der Dreizehner-Klub
am 13. November 1882.
Knickerbocker
Cottage.“

Jedes in das Speisezimmer eintretende Mitglied mußte eine Leiter mit 13 Sprossen passieren und das Zimmer selbst war mit der ursprünglichen Flagge der 13 amerikanischen Kolonien drapiert. Das Bankett wurde auf sargähnlichen Tischen serviert und an jedem derselben saßen 13 Mitglieder. Auf dem Centrum eines jeden Tisches lag ein Skelett und hinter dem Stuhle des Hauptordners stand ein hübscher Rosenholzfarg. 13 Gasflammen brannten im Zimmer und genau um 8 Uhr 13 Minuten setzten sich die Mitglieder zu Tisch. 13 Gänge wurden serviert, 13 verschiedenen Weine getrunken, und nach je 13 Minuten erhob ein Mitglied ein Glas, um einen Toast auszubringen. Außerdem amüsieren sie sich mit dem Erzählen von Anekdoten, die auf die Zahl 13 Bezug haben, und Schnurren, die dem populären Aberglauben ihren Ursprung verdanken.

Obgleich noch keinem der Klubmitglieder ein Unfall oder ein Unglück zugestoßen ist, gibt es dennoch Journale, welche gegen ihn Front machen und allen Ernstes eine Anzahl Unfälle oder Todesfälle dem „unsichtbaren“ Einflusse des Klubs in die Schuhe schieben möchten. So konnte man in einem derselben lesen: „Am Abend des 13. Januar, während die Mitglieder des Dreizehner-Klubs bei ihrem ersten Diner saßen, gab es einen Zusammenstoß auf der Harlembahn, bei welchem 13 Personen getötet und 13 Waggon zertümmert wurden.“ Ein anderer Zeitungsanschnitt lautet: „Am Abend des 13. Februar starb Karoline Rickings, welche den 13. Jahrestag ihrer Ehe in einer Gesellschaft von 13 Personen gefeiert hatte.“ — Ein Dritter: „Am Freitag den 10. März liefen im Kempton-Park 13 Pferde im großen Flachrennen; drei derselben stürzten, wobei die Jockeys schwer verletzt wurden.“

Eine ganze Kollektion ähnlicher Zeitungsausschnitte wurde bei der letzten Zusammenkunft zum Gaudium der Mitglieder verlesen, die durch Bekämpfung dieses und ähnlicher Aberglauben ein großes Werk auszuführen behaupten und deren Zahl fortwährend im Wachsen begriffen ist. Die Einlage beträgt 13 Dollars und als Monatsbeitrag zahlt jedes Mitglied 13 Cents.

Spott, Wit, Ironie und Humor.

Spott ist der Wit eines dummen oder gemeinen Geistes; Wit der Spott eines feinen Kopfes oder Mannes der Gesellschaft; Ironie der Wit eines tiefen Denkers, und Humor die Ironie (Selbst-Ironie) eines Poeten.

Spott ist ein plumper Faustschlag, welcher Beulen zurückläßt; Wit ein Nadelstich, der mehr oder weniger tief ins Fleisch dringt; Ironie ein Rit, wie von Dornen unter Rosen, der nur leise die Haut schrammt; Humor das Pflaster, das gegen alle diese Wunden hilft.

Gegen den Spott hat der geistreiche Mann keine Waffen; der Wit fordert ihn zum Widerstand heraus; mit der Ironie kapituliert er; der Humor bringt ihn zur freiwilligen Unterwerfung.

Der Spott ist niedriger als sein Gegenstand; der Wit hält sich mit ihm auf gleicher Linie; die Ironie steigt an ihm empor, und der Humor schwebt über ihm.

Der Spott kommt aus dem Fleischlichen, der Wit aus dem Verstande, die Ironie aus dem Geiste, der Humor aus dem Gemüte.

Der Spott ist Zeichen der plebejischen, der Wit Zeichen der gesellschaftlichen, die Ironie Zeichen der gelehrten und der Humor Wahrzeichen der künstlerischen und poetischen Bildung.

Lesefrüchte.

Hochmut, der Zusammensetzung nach betrachtet, ist ein sprachlicher Euphemismus.

Effekthascherei ist eine Negation des geistigen Wertes.

Räthsel.

Die Erste, schnell entfliehend Dir
Kannst niemals wieder Du erjagen,
Und lebest doch und stirbst in ihr
Und kannst von ihr nicht los Dich machen.

Die Zweite sinnt der Ersten nach
Mit ihren Freuden, ihren Leiden,
Mit ihrem Glück und Ungemach
Und sieht oft wennmüthvoll sie scheiden.

Geh mit der ersten früh und spät,
Damit Dich stets das Ganze lenke —
Doch, ob Du dann auch in der That
Stets recht die Zweite hast — bedenke!
Faber.

Auflösung des Räthfels in Nr. 26 des Erzählers:
Würfel.

Richtig angegeben von Elise K. in Düsseldorf,
Frau Schäfer in Calum und Heinrich Schm. in
Hilben.

sammlungen dieser Gesellschaft finden statt im Zimmer Nr. 13 der Knicker dem Kapitän Willtümliches Zusammen 454 zusammen 13 staben in Knicker'od Besitzers der Cottag dember 1882 hielt d und sein 11. Dine hatten die Gestalt ein auf der einen Seite folgende Inschrift:

«Meritum
E...

Der
am 13.

Jedes in das Sp mußte eine Leiter mit das Zimmer selbst war der 13 amerikanischen Bankett wurde auf fary an jedem derselben saße Centrum eines jeden hinter dem Stuhle des scher Rosenholzfarq. 13 Zimmer und genau um sich die Mitglieder zu serviert, 13 verschiedenen je 13 Minuten erhob ein einen Toast auszubringen sich mit dem Erzählen Zahl 13 Bezug haben, u pulären Aberglauben ihre

Oggleich noch keinem fall oder ein Unglück zuge Journale, welche gegen ih Ernstes eine Anzahl Un „unsichtbaren“ Einflusse d schieben möchten. So konnt lesen: „Am Abend des 1 Mitglieder des Dreizehner Diner saßen, gab es einer Harlembahn, bei welchem 13 Waggonz zertrümmert Zeitungsausschnitt lautet: Februar starb Karoline Rickin tag ihrer Ehe in einer Gese gefeiert hatte.“ — Ein Dri 10. März liefen im Kemp großen Flachrennen; drei d die Jockeys schwer verlegt w

Eine ganze Kollection schnitte wurde bei der letzte Gaudium der Mitglieder ve kämpfung dieses und ähnlicher Werk auszuführen behaupten während im Wachsen begriffen trägt 13 Dollars und als Monatsbeitrag zahlt jedes Mitglied 13 Cents.

Witz, Ironie und Humor.

ist der Witz eines dummen oder gemeinen Witz der Spott eines feinen Kopfes oder der Gesellschaft; Ironie der Witz eines ankers, und Humor die Ironie (Selbst- des Poeten.

ist ein plumper Faustschlag, welcher Deulen Witz ein Nadelstich, der mehr oder weni- Fleisch dringt; Ironie ein Niz, wie von er Rosen, der nur leise die Haut schrammt; Pflaster, das gegen alle diese Wun-

den Spott hat der geistreiche Mann ; der Witz fordert ihn zum Widerstand der Ironie kapituliert er; der Humor er freiwilligen Unterwerfung.

Spott ist niedriger als sein Gegenstand; stich mit ihm auf gleicher Linie; die an ihm empor, und der Humor schwebt

Spott kommt aus dem Fleischlichen, der Verstande, die Ironie aus dem Geiste, is dem Gemüte.

Spott ist Zeichen der plebejischen, der Witz schäftlichen, die Ironie Zeichen der der Humor Wahrzeichen der künstle- etischen Bildung.

Lesefrüchte.

der Zusammensetzung nach betrachtet, er Euphemismus.

wei ist eine Negation des geistigen

Räthsel.

schnell entfliehend Dir als wieder Du erjagen, ch und stirbst in ihr in ihr nicht los Dich machen.

sinnt der Ersten nach enden, ihren Leiden, tück und Ungemach wemutsvoll sie scheiden.

ersten früh und spat, ets das Ganze lenke — dann auch in der That die Zweite hast — — bedenke!
Faber.

Räthfels in Nr. 26 des Erzählers: Würfel.

hen von Elise K. in Düsseldorf, Calcum und Heinrich Schm. in

